



Leseprobe aus Reitz, Funktionen der Soziologie,
ISBN 978-3-7799-7568-7 © 2023 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7568-7](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7568-7)

Inhalt

Danksagung	7
Einleitung: Wozu Soziologie?	8

Gründungsgeschichten

1. Vorläufer und Alternativen: Politische Theorie, Moralphilosophie, Ökonomie	18
2. De Maistre, Marx und Spencer: Die Entdeckung der Gesellschaft im 19. Jahrhundert	34
3. Quetelet, Durkheim und Weber: Sozialstatistik und staatstragende Soziologie	47
4. Weber, Simmel, Pareto: Krise der bürgerlichen Kultur und Soziologie der Herrschaft	64
5. Lazarsfeld, Mayo und Stouffer: Empirische Sozialforschung und Verhaltenssteuerung	79

Forschungsgebiete und Theorieschulen

6. Kritik und akademisch (nicht) integrierte Intellektuelle – die Frankfurter Schule	98
7. Politisch und wissenschaftlich eingehegte Ungleichheit – Sozialstrukturanalyse	115
8. Milieusozilogie und Marktforschung – Bourdieu, das Sinus-Institut und Anschlüsse	132
9. Systemtheorie im westlichen Wohlfahrtsstaat – Parsons und Luhmann	149
10. Das Eigene und das Fremde – soziologisches Verstehen	164

Konflikt- und Untersuchungsfronten

11. Kulturkämpfe: Poststrukturalismus und die akademische Klasse	184
12. Gleichheitsversprechen: Arbeit, Bildung, Geschlecht, Migration	203
13. Zeitdiagnosen: Wissens- und Informationsgesellschaft	225
14. Wozu Soziologie, wenn es Ökonomie gibt?	243

Danksagung

Beim Schreiben dieses Buchs haben mir viele geholfen, von denen direkt im Text nur wenige erwähnt sind. Jan Sparsam, Anna Saave, Susanne Martin, Kathrin Leuze und Emma Dowling haben Kapitel gelesen und kommentiert. Laura Kaden hat als studentische Hilfskraft sogar alles gelesen; neben wichtigen inhaltlichen Hinweisen und Recherchen verdanke ich ihr, dass der Text formal stimmig und klar gestaltet ist. Auch Mariana Schütt hat das beinahe fertige Manuskript noch einmal ganz durchgesehen und mir geholfen, verschiedene Akzente klüger zu setzen. Magdalena Herzog verdanke ich, dass es das Buch überhaupt gibt – sie hat den Anstoß zum Schreiben gegeben, mich an schwierigen Punkten unterstützt und mich immer wieder vom Sinn des Projekts überzeugt. Ähnliches und mehr hat Emma Dowling geleistet, die daher doppelt erwähnt werden soll; dank ihr haben sich Schreiben und Leben (mit der Zwischenform Diskutieren) selbst in der letzten Arbeitsphase fast immer ergänzt. Die Jenaer Studierenden schließlich haben in sieben Vorlesungsjahren durch geduldiges Zuhören und kritische Fragen dazu beigetragen, dass überhaupt hinreichend Material vorhanden war. Was daraus geworden ist, samt möglicher Fehler und gewöhnungsbedürftiger Urteilsfreude, habe ich selbst zu verantworten.

Den Anstoß zur raschen Zweitaufgabe hat dankenswerter Weise Frank Engelhardt gegeben. In dieser Auflage habe ich einige kleinere Fehler korrigiert und eine militärsoziologische Episode in Kapitel 5 ergänzt, für die beim Abschluss der ersten Auflage die Zeit gefehlt hatte. Wichtige Hinweise dazu verdanke ich Stephan Schmitt. Die Thematik der Ergänzung ist in der Gegenwart leider erneut wichtig geworden. Auf direkte Aktualisierungen habe ich hier und an anderen Stellen aber verzichtet.

Einleitung: Wozu Soziologie?

Wer beginnt, sich mit Soziologie zu befassen, hat Anlass für grundsätzliche Fragen: Worum geht es in diesem Fach? Und: Was kann ich damit anfangen? Für beide Fragen stehen einige Auskünfte bereit. Einführungen in die Themen der Soziologie nehmen in Buchhandlungen kaum weniger Platz ein als die Forschungsliteratur des Fachs; Hochschulen informieren mit Texten und Veranstaltungen über Berufe, für die ein Soziologiestudium mehr oder weniger qualifiziert. Nur selten wird jedoch eine verbindende Frage gestellt, die (wie sich zeigen wird) gerade aus soziologischer Sicht wichtig ist: Weshalb gibt es in unserer Gesellschaft genau die Forschung, Lehre und Fachkenntnis, die wir heute als Soziologie kennen?

Dieser wissenssoziologischen Frage gehen die hier in Buchform vorgelegten Vorlesungen nach. Sie sind als Einführung gestaltet, richten sich also an Menschen, die bisher nur wenig von Soziologie wissen. Doch auch Fortgeschrittene und professionelle Soziologinnen¹ sind angesprochen. Wer die Formen und Zusammenhänge unseres Zusammenlebens untersuchen und begreifen will, sollte sich auch dafür interessieren, wie die eigene Forschungstätigkeit in diesem Zusammenleben steht. In meinen Darstellungen wird sich rasch zeigen, dass ein solches Verständnis keineswegs bereits fertig vorliegt oder gar allgemeine Zustimmung im Fach findet. Soziologen sind sich überhaupt bemerkenswert häufig uneinig über Theorien, Methoden und Beweisführungen. Auch diese Vielstimmigkeit, die andere akademische Fächer wie Physik oder Volkswirtschaftslehre so nicht kennen, könnte sich aus den Bedingungen soziologischer Praxis erklären lassen.

Im Folgenden will ich meine wissenssoziologische Perspektive auf die verschiedenen Formen und Spielarten von Soziologie einleitend umreißen, indem ich die Herangehensweise und das Programm des Buchs näher erläutere. Kolleginnen können den Text danach kapitelweise oder ganz weiterlesen (oder weglegen), weniger Soziologiekundige können seinem geschichtlichen Erzählungsgang folgen. Studierende, die für ihre Prüfung einen möglichst genauen Überblick benötigen, haben nicht wirklich die Wahl.

Für diese Studierenden ist, da es gleich mit bekannten Namen losgeht, auch unmittelbar der Hinweis wichtig, dass nicht alles in diesem Buch Lernstoff ist. Namen und Texte, die zum soziologischen Grundwissen zählen (und daher –

1 Um den geschlechtlich einseitigen Charakter unserer Sprache bewusst zu halten, ohne Lesehindernisse zu schaffen, verwende ich männliche und weibliche Formen locker abwechselnd. In ebenfalls unsystematischer Weise erlaubt es der Wechsel auch, vorherrschend männliche (oder weibliche) Gruppen zu kennzeichnen.

nicht nur in Jena – prüfungsrelevant sein könnten) kennzeichne ich bei ihrer ersten Nennung in einem Kapitel durch **Fettungen**.

Zwecke sozialwissenschaftlicher Arbeit

Die Frage, wie die Soziologie in der Gesellschaft steht oder weshalb, allgemeiner gesagt, Menschen ihr Zusammenleben erforschen, lässt sich in verschiedener Weise beantworten. Man kann *erstens* Wissen und Wissenschaft als Selbstzweck betrachten. Alternativ kann man *zweitens* praktische Ziele der soziologisch Forschenden heranziehen oder *drittens* aufarbeiten, womit sie beauftragt und wofür sie bezahlt werden. Verbindet man die zweite und die dritte Antwort, ergibt sich das hier verfolgte Programm, Entstehungs- und Funktionskontexte der Soziologie zu untersuchen.

Wer soziologische Erkenntnis als *Selbstzweck* sieht, geht davon aus, dass Menschen eben etwas wissen wollen, über ihre Umwelt wie auch über die eigenen Angelegenheiten. Schon der griechische Philosoph Aristoteles hat vor über 2000 Jahren behauptet: „Alle Menschen streben von Natur nach Wissen.“ (*Metaphysik*, S. 3) Und noch für den deutschen Soziologen **Max Weber** behaupten Wissenschaftler zurecht, „die Wissenschaft ‚um ihrer selbst willen‘ [...] zu betreiben“ – und nicht etwa, „weil andere damit geschäftliche oder technische Erfolge herbeiführen, sich besser nähren, kleiden, beleuchten, regieren können“ (Weber 1919/1988, S. 593). Wenn sich eine solche Haltung in vielen Epochen und Weltteilen findet, muss man die Gründe vielleicht nicht näher erforschen oder wird sie zumindest nicht in den Eigenheiten bestimmter Gesellschaften suchen. Allerdings ist die Art des Denkens und Handelns, die wir ‚Wissenschaft‘ nennen, erst in der europäischen Neuzeit, vermutlich sogar erst in der Zeit um 1800 entstanden (so etwa Stichweh 1990/2013) – und die ‚Gesellschaft‘ wurde erst ab dem mittleren 19. Jh. als Bereich einer eigenen Wissenschaft entdeckt (vgl. dazu die Kapitel 2, 3 und 4). Im antiken Athen oder Rom, im mittelalterlichen Europa oder im China der Ming-Dynastie waren nicht allein die Verfahren unbekannt, mit denen man heute Erfahrungswissen methodisch sammelt, systematisiert und erweitert. Man wäre dort auch nicht auf die Idee gekommen, unser Zusammenleben ohne klaren praktischen Zweck zu erforschen. Alle sinnvollen Fragen zu diesem Leben waren (etwa bei Aristoteles) an Handlungsperspektiven gebunden: Wie lässt sich die politische Ordnung aufrechterhalten? Wie können wir uns richtig in die göttlich geordnete Welt einfügen? Wie lebt ein weiser und guter Mensch?

Sieht man näher hin, verfolgen auch Soziologinnen solche Zwecke. Viele von ihnen würden nicht ihren spezifischen Gegenstand auf ihre besondere Weise erforschen, wenn ihnen z. B. die Rechte von Frauen und abhängig Beschäftigten, die Aussichten politischer Freiheit oder kultureller Verständigung gleichgültig wären. Selbst für Max Weber dient die als Selbstzweck begriffene Wissenschaft dazu,

„Klarheit und Verantwortungsgefühl zu schaffen“ (Weber 1919/1988, S. 608). Mit Blick auf solche *Ziele der soziologisch Tätigen* lässt sich vielleicht genauer erläutern, weshalb es (diese oder jene Spielarten von) Soziologie gibt. **Karl Marx**, von dem das Fach bis heute lernt, hat seine Schriften in den Dienst der proletarischen Revolution gestellt. **Émile Durkheim**, der die erste Professur für Soziologie in Frankreich erhielt, wollte eine Moral für die moderne Gesellschaft entwickeln. **Talcott Parsons**, der in den USA die soziologische Theorie neu erfunden hat, hat um 1945 über die Wiedererziehung der Deutschen zur Demokratie nachgedacht. Wenn alle diese verschiedenen Zwecke in einer einzigen Wissenschaft zusammenfließen, wird besser begreifbar, weshalb sie möglicherweise vielgestaltig und uneinig ist.

Die genannten Soziologen haben sich allerdings in größeren Kontexten praktisch orientiert: der Arbeiterbewegung, der parlamentarischen Demokratie in Frankreich und in den USA, der Besatzungslage nach dem Zweiten Weltkrieg. Neben solchen politischen Zusammenhängen prägen auch wirtschaftliche Bedingungen im weitesten Sinn die Arbeit von Soziologinnen: Irgendjemand muss sie beschäftigen, und oft finanzieren sie sich durch Forschungsaufträge. Sofern die *wissenschaftliche Erwerbsarbeit* an öffentlich getragenen Hochschulen stattfindet, bestimmt das nicht unmittelbar bzw. nicht offen sichtbar die Inhalte soziologischer Forschung und Lehre (auch wenn es starke indirekte Wirkungen gibt, siehe z. B. Kap. 3 und 6). Die verbreitete *Auftragsforschung* lässt dagegen klar erkennen, dass die Forschenden auf die Interessen und Ziele anderer Akteure eingehen: von Unternehmen, Gewerkschaften und Verbänden, Stiftungen (mit politischer oder ökonomischer Anbindung), engagierten Nichtregierungsorganisationen, Religionsgemeinschaften u. a. m. Das heißt nicht, dass ihre Ergebnisse völlig voraussehbar sind – sonst könnten sie ja auf die Forschung verzichten –, aber inhaltliche Tendenzen und vor allem die Auswahl der Forschungsthemen folgen hier deutlich vorwissenschaftlichen Gesichtspunkten. Der Wunsch nach biologisch hochwertiger Nahrung oder die Frage, ob ihre Herstellung die Gesundheit belastet, würden Soziologinnen weniger interessieren, wenn nicht Nahrungsmittelfirmen oder gewerkschaftsnahe Stiftungen Geld zu vergeben hätten.

Soziologische Arbeit kann auch weniger formell an soziale Praxis gebunden sein, etwa durch politische Sympathien oder kulturelle Einbindungen, und die Ziele der Forschenden und der Abnehmer stehen oft in einem interessanten Spannungsverhältnis. Die „**Marienthal-Studie**“ etwa, mit der **Marie Jahoda**, **Paul Lazarsfeld** und Hans Zeisel Maßstäbe für die empirische Sozialforschung gesetzt haben, verdankt sich Aushandlungen mit der Sozialdemokratischen Partei Österreichs; man einigte sich auf die Frage, ob Arbeitslosigkeit zu Aufruhr führt (vgl. Kap. 5). Neben dem Verhältnis zwischen Forschungsanbietern und Nachfragenden ist hier offenkundig die Situation von Bedeutung, in der sich beide Seiten sehen. Auftraggeber und Soziologinnen deuten sowohl die eigene Lage als auch den Zustand ihrer Gesellschaft, wenn sie ein zu erforschendes Thema bestimmen, und

mit der Zeit zeigt sich, ob andere ihre Auffassung annehmen. In meinem Buch will ich daher die *Entstehungssituationen* und die *Funktionskontexte* von Soziologie bzw. soziologischen Forschungsprogrammen darstellen.

Entstehungssituationen und Funktionskontexte der Soziologie

Mit ‚Forschungsprogramm‘ ist hier einfach gemeint, dass sich eine oder mehrere Personen mit bestimmten theoretischen Annahmen und bestimmten Verfahrensweisen einem Problem oder Thema widmen. Das kann konkret etwa bedeuten, dass man in repräsentativen Umfragen die Zu- oder Abnahme rechter politischer Einstellungen in der Bevölkerung erhebt oder dass man in längeren Interviews Selbstverständnisse von Klassik- und Pop-Hörerinnen auslotet. Es kann aber auch heißen, mithilfe historischer Texte der Entstehung und den Wandlungen des Kapitalismus nachzugehen oder in Auseinandersetzung mit anderen Theorien (sowie anhand ausgewählter statistischer Daten, politischer Dokumente u. Ä.) die erhöhte gesellschaftliche Bedeutung von Wissen und Information zu erkunden.

Solche Programme lassen sich meistens gut auf Umbrüche in ihrer *Entstehungssituation* zurückführen: Klassisch-demokratische Parteien oder Organisationen sehen besorgt, dass die Zahl rechter Gewalttaten oder Stimmenanteile zunimmt; Unternehmen und hoch qualifizierte Beschäftigte wollen wissen, wie die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien Märkte verändern, Berufe aufwerten oder gefährden. Zu einer Entstehungsanalyse gehören also auffällige Veränderungen und handlungsfähige Gruppen, die mehr erfahren wollen – um sich zu orientieren, reagieren zu können oder z. B. auch ihre Rolle (neu) zu rechtfertigen. Die Soziologinnen selbst gehen natürlich ebenfalls mit ihren Orientierungen, Arbeitsweisen und Interessen an diese Situationen heran, und andere Wissenschaften und öffentliche Stimmen wirken an der Problemdeutung mit, sodass die Ergebnisse von vielen, wohl nur im Einzelfall einigermaßen vollständig zu erfassenden Faktoren abhängen.

Auch eine noch so gute Entstehungsanalyse erklärt allerdings nicht, welche Programme sich langfristig durchhalten. Philosophisch unterscheidet man oft zwischen der Genese und der Geltung wissenschaftlicher Ergebnisse: Sie können so oder so in die Welt gekommen sein, müssen sich aber nach anerkannten Maßstäben dauerhaft als wahr bewähren. Wer nach den gesellschaftlichen Bedingungen des Wissens fragt, wird dagegen eher untersuchen, ob und weshalb Erkenntnisse, Theorien und Untersuchungsweisen dauerhaft *Verwendung finden*. Scheint es nur zu einer bestimmten Zeit oder wiederholt wichtig, rechte Einstellungen zu erklären? Benötigen verschiedene Stellen immer wieder Zahlen dazu, wie Einkommen und Bildung in unserer Gesellschaft verteilt sind? Besteht dauerhaft ein Interesse daran, große Ungleichheiten oder verbreitete Verhal-

tensregeln zu kritisieren oder zu rechtfertigen? Durch solche Verwendungs- oder *Funktionskontexte* wird es wahrscheinlich, dass sich Bereiche wie die Einstellungsforschung, die Sozialstrukturanalyse (Kap. 7), die Geschlechter-, Arbeits- und Bildungssoziologie (Kap. 12) verfestigen, dass Denkrichtungen wie die Kritische Theorie (Kap. 6) oder der Poststrukturalismus (Kap. 11) über längere Zeit stabil bleiben.

„Kontext“ bezeichnet dabei die (soziale) Umwelt, in der sich die Wissenschaft einrichtet; schwieriger ist der Begriff der Funktion. Der deutsche Soziologe **Niklas Luhmann** versteht darunter die „einem Teil im Rahmen eines Ganzen obliegende Verrichtung“ (Luhmann 1972, S. 1142), hat aber nie ganz geklärt, wer solche Verrichtungen festlegt und was dafür sorgt, dass sie erbracht werden. Bereits vor ihm hatte **Robert Merton** herausgestellt, dass nicht jede soziale Funktion geplant oder den Beteiligten bewusst sein muss. Oft stabilisieren sich mit der Zeit Handlungsweisen, Regeln oder Einrichtungen, die verschiedenen Beteiligten nützen und von ihnen unterstützt werden (Merton 1968, S. 86). Der Gottesdienst in einem Dorf kann etwa helfen, den Zusammenhalt der Dorfgemeinde zu festigen, den Sonntag der Bauernfamilien zu strukturieren und der Kirche Einfluss auf die Lokalpolitik zu geben – sodass zugleich viele Beweggründe bestehen, weiter in den Gottesdienst zu gehen oder andere dazu bewegen. Bei jeder derart angenommenen ‚latenten Funktion‘ fragt sich jedoch erneut, wie die stabilisierte Handlungsweise und der rückwirkende Kontext im Einzelnen miteinander verbunden sind. Diese Frage wird auch für die hier eingeführten Funktionen der Soziologie zu stellen sein; Antworten kann ich in diesem Buch nur umreißen, auf verfügbare oder noch nötige Belege nur hinweisen.

Die Vorannahmen, die mich dabei leiten, kann ich erst recht nicht vollständig begründen (sonst wäre kaum mehr Platz für Anderes); sie sollten aber zumindest genannt werden. Ich nehme *erstens* an, dass die Funktionen der Soziologie fast so vielfältig sind wie die moderne Gesellschaft. Es gibt (u. a.) politischen und ökonomischen, kulturellen und religiösen Bedarf, konservative und revolutionäre, akademische und außerakademische Motive, die Kenntnisse über unser Zusammenleben systematisch anzuordnen und zu erweitern. Da diese Motive einander oft widerstreiten, ist Soziologie *zweitens* aus nachvollziehbaren Gründen ein uneinheitliches Fach. Ihre Vorgehensweisen und Resultate sind auch bei ihren Vertreterinnen umstritten; über die angemessene Erforschung des Zusammenlebens besteht ebenso wenig Einigkeit wie über dessen richtige Gestaltung. Wenn in der Geschichte der Wissenschaften, wie Thomas Kuhn annimmt, miteinander unvereinbare Muster oder ‚Paradigmen‘ aufeinander folgen, ist die Soziologie sogar ‚multiparadigmatisch‘, weil solche Muster gleichzeitig nebeneinander bestehen. Das gilt nicht nur, wie viele annehmen (z. B. Fischer 2014, S. 337), für Theorien, sondern insgesamt für die Weisen, in denen geforscht und argumentiert wird. Vielfalt und Streit schließen jedoch *drittens* nicht aus, dass bestimmte Ansätze zu bestimmten Zeiten vorherrschend sind, also die Arbeit der meisten

bestimmen oder als neuester Stand der Erkenntnis gelten. Zugespitzt kann man sogar vermuten, dass die trotz aller Unterschiede oft wahrgenommene Einheit der Soziologie eine Frage wechselnder Vorherrschaft ist.

Um die gesellschaftlichen Bedingungen von Vielfalt, Streit und Vorherrschaft zu erschließen, kann man sich daran orientieren, wer über die für Soziologie notwendigen Ressourcen verfügt und worum im Fach und in seinen Kontexten besonders heftig gestritten wird. Anzeichen für die gesellschaftliche Einbettung der Soziologie sind anders gesagt Aufträge und Konflikte, wissenschaftliche Erwerbstätigkeit und Situationen, in denen fachlicher Austausch durch wechselseitige Bekämpfung ersetzt wird. Auf sie konzentriert sich zumindest das Interesse der folgenden Darstellungen.

Einführungen in die Soziologie und der wissenssoziologische Ansatz

An Einführungen in die Soziologie mangelt es wie erwähnt nicht, und die sozialen Gründe liegen in diesem Fall auf der Hand: Das Fach wird von vielen Menschen studiert; zu Beginn wollen sich fast alle einen Überblick verschaffen; Einführungsbücher verkaufen sich daher deutlich besser als die meiste Forschungsliteratur. Für eine wissenssoziologische Einführung in die Soziologie gibt es dagegen, soweit ich weiß, keine direkten Vorbilder. Allgemein lassen sich grob drei Typen von Einführungen unterscheiden: systematische Überblicke, historische und thematische Zusammenstellungen sowie (stark verwandt mit meinem Projekt) Beiträge zu einer Wissenschaftsgeschichte der Soziologie.

Rein systematische Überblicke sind selten. Im deutschen Sprachbereich kann man etwa die Werke *Soziologie. Allgemeine Grundlagen* (1993) und *Soziologie. Spezielle Grundlagen* (sechs Bände, ab 1999) von Hartmut Esser nennen. Ein nur wenig genauerer Blick in die Bücher verrät auch, weshalb sich der Typus bisher nicht durchgesetzt hat. Nicht nur sind sieben Bände für den Anfang viel Stoff. Essers Systematisierung liest sich zudem wie eine zu erlernende Fremdsprache. In soziologischen Erklärungen sieht er etwa folgende Elemente vor:

„Die typisierende *Beschreibung* von Situationen über *Brückenhypothesen*; die *Erklärung* der Selektion von Handlungen durch die Akteure über eine allgemeine *Handlungstheorie*; und die *Aggregation* von Handlungen zu dem kollektiven Explanandum über *Transformationsregeln*.“ (Esser 1993, S. 97)

Im ersten Band der Speziellen Grundlagen kommen Wortbildungen wie „Opportunitäten, institutionelle Regeln und signifikante Symbole“, „soziale Produktionsfunktionen“ und die „Wert-Erwartungstheorie“ hinzu (Esser 1999, S. 56, 91 und 247). Alle diese Begriffe lassen sich (mehr oder weniger) sinnvoll erläutern – doch

viele von Essers Kolleginnen dürften sie auf Anhieb ebenso wenig verstehen wie soziologisch nicht vorgebildete Leser dieses Buchs. Der allgemeine Erklärungsansatz, den er mit Vorbildern wie **James S. Coleman** teilt, wird nämlich nicht selten als zu wirtschaftsnah abgelehnt (vgl. Kap. 14), und auch seine speziellen Begriffe stammen oft aus anderen Fächern. Essers Grundlagenbücher führen daher in eine sehr besondere Form von Soziologie ein, nicht in das Fach insgesamt.

Verbreiteter sind Zusammenstellungen, die ganz verschiedenen Arten von Soziologie das Wort geben. Am leichtesten fällt das in geschichtlicher Auflistung. Émile Durkheim, **Georg Simmel**, **Pierre Bourdieu**, marxistische und poststrukturalistische Autorinnen hatten kaum miteinander vereinbare Auffassungen von Soziologie. Sie lassen sich jedoch gut nacheinander darstellen (auch ansatzweise vergleichend und kritisch), ohne dass man sich zwischen ihnen entscheiden müsste. Beliebig gewählte Beispiele für diese Art Einführung sind: Volker Kruse, *Geschichte der Soziologie* (2008), Ditmar Brock u. a., *Soziologische Theorien von Auguste Comte bis Talcott Parsons* (2012), Hermann Korte, *Einführung in die Geschichte der Soziologie* (2017). Noch häufiger sind Zusammenstellungen soziologischer Grundbegriffe, Themen, Richtungen und Einzelfiguren, die ggf. die geschichtliche Einführung ergänzen (Korte/Schäfers 2016) manchmal wörterbuchartig angelegt sind (Rosa/Strecker/Kottmann 2018), teilweise eher geschichtlich (etwa Dimbath 2011), teilweise eher systematisierend vorgehen (z. B. Giddens u. a. 2009), aber sämtlich verschiedene Sichtweisen nebeneinander stehen lassen. An die Stelle systematischer Entscheidungen im Stil Essers tritt dabei meistens Unvollständigkeit: Wer und was als wichtig genug gilt, um aufgenommen zu werden, wo die Geschichte der Soziologie anfängt und bis wohin sie nachgezeichnet wird, unterscheidet sich je nach Buch, bevorzugten Sprachräumen und der gerade aktuellen Theoriemode.

Solche Schwächen sind kaum vermeidbar – auch die vorliegende Einführung umfasst längst nicht alles, was vielen im Fach wichtig ist –, aber man kann produktiv mit ihnen umgehen. Einige Autoren haben sich dafür entschieden, die Vielfalt vergangener und gegenwärtiger Soziologie(-n) auf verschiedene gesellschaftliche Rahmenbedingungen zurückzuführen. Statt einer möglichst richtigen Systematik oder möglichst vollständigen Übersicht streben sie an, die praktischen Fragen bzw. den Problemdruck herauszuarbeiten, die soziologische Forschung antreiben. Häufig beziehen sich solche Darstellungen auf die Entstehungssituation des Fachs Soziologie (besonders schön Eßbach 1996). Aber auch die Entwicklung einzelner Fachgebiete ist auf diese Weise behandelt worden; für mein Buch hat sich etwa Horst Kerns *Geschichte der empirischen Sozialforschung* (1982) als sehr nützlich erwiesen. Allgemein werde ich im Folgenden an die wissenschaftsgeschichtliche und -soziologische Fragehaltung anschließen. Die wichtigste Eigenheit meines Buchs besteht vielleicht darin, dass ich nicht eine einzige Geschichte erzähle, sondern viele Geschichten – tendenziell in jedem Kapitel eine neue –, gerade damit aber das Fach insgesamt in den Blick

bringen will. Natürlich wird es Lücken geben, und die gewählte Perspektive ist eher westlich als global, oft auch nur europäisch oder bloß deutsch. Das Ziel, ein deutschsprachiges Publikum in die Soziologie einzuführen, kann das hoffentlich rechtfertigen. Dennoch sollte sich ein informativer und orientierender Gesamteindruck davon einstellen, was in der Soziologie bisher möglich war und weshalb. Ob das gelingt, müssen die beurteilen, die das Buch nutzen.

Um es besser handhabbar zu machen, Verwirrung und Überforderungsgefühle zu vermeiden, will ich noch kurz die Zitier- und Verweistechnik erläutern. Während man früher öfter in Fußnoten angegeben hat, aus welchen Texten man direkt zitiert, Gedanken sinngemäß wiedergibt oder Informationen bezieht, haben sich heute in den meisten Wissenschaften Verweise mit Namen und Jahreszahl eingebürgert, die im Literaturverzeichnis aufgeschlüsselt werden. Angaben wie „Weber 1984“ verweisen dabei häufig auf einen Text, der zuerst z. B. 1892 erschienen ist; ich gebe in solchen Fällen immer ergänzend das Datum der Erstausgabe (Weber 1892/1984) oder der letzten Überarbeitung an; in einigen Fällen (wie Weber 1904–5/2014) hat sich die Ersterscheinung auch auf mehrere Jahre erstreckt. Weiterhin ist es fast immer hilfreich zu sehen, welche Seitenzahlen genau gemeint sind; in neueren Publikationen fällt dies allerdings häufig fort. Das hat zuweilen den Sinn, dass man auf ein Buch oder einen Aufsatz insgesamt verweisen will, etwa auf eine gute Einführung in die Soziologie (Eßbach 1996). Meistens ist der Verweis ohne Seitenzahl aber nur (wissenssoziologisch) durch die Überlastung der Schreibenden und Lesenden zu erklären, die keine Zeit haben, noch einmal nachzuschauen. Das bedingt Ungenauigkeiten oder sogar Fehler (vgl. Kap. 8) und macht die Literaturverweise tendenziell zur Dekoration, die nur den Eindruck von Wissenschaftlichkeit stiftet oder sicherstellt, dass mögliche Gutachterinnen ihren eigenen Namen finden (vgl. Abbott 2008, S. 8 f.). Diese Verweistechnik versuche ich daher einzuschränken; summarische Verweise auf ganze Bücher und Aufsätze machen in den Kapiteln höchstens ein Drittel aller Zitierungen aus. Aussagekräftige Buch- oder Aufsatztitel baue ich stellenweise direkt in den Text ein. Ein Verweis auf *Die Regeln der Kunst* (Bourdieu 1992/1999) erscheint dann kursiv und naturgemäß ohne Seitenangaben. Um Übersichtlichkeit zu gewährleisten, zitiere ich außerdem eher sparsam. Allgemein geläufige, wenn auch im Detail umstrittene Daten, historische Entwicklungen und soziale Phänomene spreche ich oft ohne Literaturverweis an, damit die Lesenden gezielt meine Hauptthesen verfolgen und prüfen können, statt in der Flut der Nachlesemöglichkeiten unterzugehen. Im Einzelfall sollte allerdings auch ein genauer Nachvollzug möglich sein, weshalb ich englischsprachige Texte durchgängig im Original zitiere, in anderen Sprachen ggf. Übersetzungen korrigiere und einige schwer übersetzbare oder besonders wichtige Originalbegriffe in Klammern hinzufüge. Die Soziologie ist zwar nicht von sich aus auf philologische Genauigkeit bedacht, entwickelt sich aber trotzdem in Worten, deren genaue Gestalt und Geschichte wichtig sein kann.